



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Unsre deutschen Brüder in Österreich

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Unsre deutschen Brüder in Osterreich

Und wenn der Überwundene klug ist,
Gefellt er sich zum Überwinder.



ieses Wort kommt mir seit kurzem oft in den Sinn. Von einem langjährigen Aufenthalt in Osterreich zurückgekehrt, darf ich mir wieder die Stimmen meiner norddeutschen Heimat ins Ohr klingen lassen, und unter ihnen ist ein Klang zu vernehmen, der, wenn man will, dem Goethischen Spruch Antwort giebt.

Wohl haben sich die überwundenen osterreichischen Brüder ihren nordischen Überwindern „zugefellt“ und sich mit Bündnissen und Verträgen fest an sie angeschlossen. Mit liebender Bewunderung sehen sie zu den sieggekrönten Stammesgenossen auf, deren herrlichstem Lorbeer sie doch nur um vier Jahre vorher mit Strömen eignen Blutes den Boden düngen halfen. Sie müssen sich täglich durch schwere innere Kämpfe daran mahnen lassen, daß ihnen damals auch der feste Rückhalt dem wild andrängenden Slawentum gegenüber genommen wurde. Aber sie sagen sich, daß es eine große geschichtliche Notwendigkeit war, der sie im Jahre 1866 zum Opfer gefallen sind.

Es gab eine Zeit, die den Sieger groß nannte, der großmütig den Besiegten ehrte. Wir denken anders. Sobald im deutschen Norden, wo es auch immer sei, auf Osterreich und seine Bewohner die Rede kommt, klingt ein Ton an, der in seiner Veringschätzung als selbstverständlich gilt, als handelte es sich um einen Stamm, dessen Kultur mit der unsern nicht in gleicher Linie stehe. Du lieber Himmel, jedes Kind weiß ja auch, daß wir die sittlich höherstehenden Menschen sind, wir Norddeutschen, daß es unsre moralische Überlegenheit war, die uns auf den böhmischen Feldern zum Siege verhalf! Damit wird nun freilich der thatsächlichen Ehre unsrer Siege über einen tapfern Feind zu nahe getreten; aber wer nähme sich hierbei denn nur die Zeit zu einer solchen Schlußfolgerung? Wir haben uns daran gewöhnt, über

alles, was Österreich betrifft, mit einem in Bausch und Bogen gefällten absprechenden Urteile bei der Hand zu sein, das meist in die Worte ausläuft: Das könnte bei uns nicht vorkommen! Die Deutschen Österreichs sind nun einmal — wie von uns längst festgestellt ist — bei weitem nicht so tüchtig, so zuverlässig, so arbeitsam und vor allem nicht so gescheit wie wir. Die Männer erscheinen durchgängig weichlich und frivol, die Frauen genußsüchtig und träge. Kein Wunder, daß dort ein Familienleben wie in Deutschland mit all seinen erziehenden Einflüssen auf das heranwachsende Geschlecht kaum zu finden ist. Beiläufig gesagt, gilt diese sonderbare Behauptung in der Regel nur so lange den Österreichern im allgemeinen, als keine ehrliche Seele anwesend ist, deren Biederkeit sich gegen den Glauben an solche Entartung unsrer Stammesgenossen aufbäumt. Erhebt jemand Widerspruch, dann wird allerdings die über ganz Österreich geschwenkte schwarze Fahne der Familienkorruption so weit eingezogen, daß sie nur noch auf die Reichshauptstadt Wien ihre düstern Schatten wirft. Auf Wien, das, wie man weiß, gleich dem Pferde im Blutegeteich ohnehin von allen Lastern der Welt angefallen ist.

Es würde zu weit führen, den mannichfachen Quellen nachzuforschen, aus denen dieser breit dahinfließende Strom nachbarlicher Geringschätzung entstanden ist. Ohne Zweifel führt die epidemische Krankheit unsrer Zeit, die Selbstüberhebung, sei es nun die des Einzelnen oder des Stammes, viel trübes Wasser hinzu. Unsre Zeit, die durch eine an das Märchenhafte grenzende Nutzbarmachung der technischen Wissenschaften die von der Natur gebildeten Schranken zwischen den Menschen niedergeworfen hat, sie hat gleichzeitig den innern Gegensätzen zwischen ihnen wieder eine Bedeutung beigelegt, wie in längst vergangnen Tagen.

Karl Hillebrand hat in seinem vortrefflichen Werk über die Franzosen dargelegt, wie wenig wir bisher im Grunde genommen von ihnen und ihren Penaten gewußt haben, und wie falsch oft unsre Meinungen über sie waren, da sie sich einzig auf das politische und soziale Leben ihrer Hauptstadt gründeten. In gewissem Sinne gilt das auch von unsrer Beurteilung der Österreicher. Was kennen wir denn von ihrem Familien- und Berufsleben überhaupt, und nun gar in den Provinzen? Wieviel anspruchslose Tüchtigkeit und Pflichttreue, wieviel ehrliches Mühen und Streben ist dort zu finden! Wieviel bürgerliche Rechtschaffenheit bei idealer Lebensauffassung, wieviel Gemütsweichheit bei strenger Entsagungsfähigkeit, wieviel warme Nächstenliebe und werktätige Barmherzigkeit! Aber was wissen wir davon, und was kümmert es uns! In Bezug auf die Dinge aber, die wir von ihnen wissen oder bei ihnen beobachten, wie achtlos überlassen wir uns da dem gefährlichsten Feinde aller menschlichen Weisheit, dem Hange zur Verallgemeinerung des einzelnen Falles! Was uns bei ihnen irgendwie ungewöhnlich erscheint, wird ja ohne weiteres als Landesfittte verzeichnet. Ich will nur

ein Beispiel der harmlosesten Art anführen, den Manen des verewigten Herrn von Strizow im „Versprechen hinterm Herd“ zum Gedächtnis. Vergangnen Herbst traf ich in einem ländlichen Tiroler Gasthose mit Landsleuten zusammen. Am Abend vorher hatte die hübsche Buserthaler Kellnerin mit ihrem bäuerlichen Kraftüberschuß beim Schließen des Fensters im Speisezimmer den Kiegel gesprengt. Nun war ein derber Nagel angebracht worden, um das Fenster bis zum andern Morgen, wo der Schmied erwartet wurde, zu schließen. Kaum fiel meinem Landsmann der plumpe glänzende Nagel in die Augen, als er tief sinnig bemerkte: Seltsam, daß man in Tirol nur durch die Thür lüftet!

Zu den Ursachen allgemeinerer Natur, die unsre Geringschätzung der Österreicher herbeigeführt haben, gefellt sich noch ein ganz besonderer Umstand, der ihnen allein zur Last fällt. Es ist der Mangel an nationalem Ehrgefühl, infolge dessen sie beständig über sich und ihre eignen Zustände räsonniren, über alles und jedes, was sich innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle zuträgt. Es giebt nichts arges, was ein typischer Österreicher — natürlich ist hierbei von diesen die Rede — nicht seiner Heimat anzuhängen im Stande wäre, wenn er einmal im Räsonniren drin ist. Fener österreichische General a. D., der sich mit seiner leidenden Tochter in einer deutschen Universitätsstadt aufhielt und dort schilderte, wie viel ihm daran liege, eine gebildete und aufopferungsfähige Krankenpflegerin aus Deutschland heimzubringen, da er in ganz Österreich keine finden würde — er sagte seiner Heimat nichts schlimmeres nach, als Tausende seiner Landsleute mit ihm. Auch Fräulein Lola Kürschner, die als „Ossi Schubin“ bei uns vielgelesene österreichische Schriftstellerin, paßt sich nur geschickt diesem nationalen Mangel an, wenn sie in ihren von haut-gout-Luft durchzognen Romanen mit Vorliebe die angebliche Verkommenheit der österreichischen Aristokratie schildert. Sie darf sicher sein, in ihrer Heimat damit keinerlei Anstoß zu erregen, „draußen im Reich“ aber, wo man diese Bilder als der Wirklichkeit entsprechend gern hinnimmt, sehr zu gefallen. Der Wirklichkeit entsprechen aber nur die von ihr karrikiert gezeichneten Außerlichkeiten einer Gesellschaft, die sie von ferne scharf beobachtet, der sie aber nie angehört hat. Auch kleben ihre grotesk feudalen Gestalten so hoffnungslos fest an den Wänden, keine von ihnen kann es zur Luft hinter sich, geschweige denn zur eignen Atmosphäre um sich bringen, daß sie schon dieser ihrer künstlerischen Unwahrheit wegen nicht als Typen gelten können. Die österreichische Aristokratie ist ganz gewiß nicht besser als die jedes andern Landes, aber auch nicht schlechter. Wie überall in dieser Gesellschaftsschicht, giebt es auch hier zwischen frischen Knospen viel taube Blüten, Menschen, die ihr Erbteil zu Grunde richtet, und wieder andre, denen überkommene Vorzüge dazu verhelfen, nützliche Glieder der Gesellschaft zu werden. Und das in einer Zeit, zu deren allgemeinem Bewußtsein sie doch — als die Zeugen des entschwindnen Mittelalters — in Widerspruch geraten sind!

Ich möchte nicht in den Verdacht kommen, parteilich zu sein vor lauter Unparteilichkeit. Gern gebe ich zu, daß den Norddeutschen — immer im allgemeinen gesprochen — gewisse Seiten seines Charakters besonders auszeichnen. Es sind das die unweigerliche Pflichterfüllung, eine feste Geschlossenheit des Wesens und körperliche und geistige Zähigkeit — mit einem Wort die ganze Tüchtigkeit, die unsre Väter in der Berührung mit einer rauhen Luft, mit einer kargen Natur und mit beengenden vaterländischen Verhältnissen erworben haben, die Vorzüge, die von jeher die nordischen Völker denen des Südens gegenüber in Vorteil gebracht haben. Das sind unsre Tugenden. Nun haben sie aber zur Zeit ihre Fehler so dicht neben und über sich wuchern, daß oft nur die unfehlbaren Augen des Himmels sie von einander zu sondern vermögen; ihre Fehler, als da sind: harte Selbstgerechtigkeit, einseitige Verstandesbildung und — um alles zu sagen — ein Überrest der alten nordischen Rohheit, als deren Haupterben unsre angelsächsischen Vettern heute noch gefürchtete Pioniere der Zivilisation in fernen Ländern sind. Im Gegensatz dazu ist dem Osterreichler von vornherein die Toleranz eigen, die einst in Joseph II. so edel zur Erscheinung kam, die Herzensbildung mit ihrem Gesoffen, dem Taktgefühl, und ein ausgesprochener Sinn für die schöne Form in Kunst und Leben.

Keiner, der unsre angestammten Vorzüge rückhaltlos erpreise und eifriger von ihnen zu lernen bestrebt wäre, als unsre überwundenen Brüder. Aber auch wir können viel von ihnen lernen. Und jeder Norddeutsche, der längere Zeit unter ihnen gewohnt, wird das an sich erfahren haben — wenn er nicht zu denen gehörte, denen eine aus Vorurteilen und Größenwahn zusammengesetzte Bretterwand den Weg zur Selbstbildung versperrt, denen nie eine Ahnung aufdämmert von dem täglichen Kampf, über den ein deutscher Historiker einst schrieb: „Fürchterlich eng ist dieses Menschenleben, und es rücken die Dinge hart auf den Leib, welcherlei Namen sie haben, sodaß es ein ewiger kleinlicher, peinlicher Kampf ist um größeren Horizont. So ist auch alle Bildung Horizontvergrößerung.“

Wir wandeln jetzt im Glanze wiedererstandner Reichsherrlichkeit. Man sagt, daß das menschliche Auge aus dem hellen Lichte herausblickend nur schlecht die Dinge jenseits des leuchtenden Umkreises zu unterscheiden vermöge. Und so meinen wir denn „am andern Ufer“ nur ein verworrenes Durcheinander dunkler Schatten wahrzunehmen, wie nach Sonnenuntergang. Doch wie schwierig sich auch Osterreichs politische Lage gestaltet hat, wie viel schwieriger sie noch werden mag, über dem Menschentum seiner deutschen Stämme leuchten hell wie bei uns die Sternbilder deutschen Geistes, und auch unter ihnen leben noch die alten deutschen Götter.

